

Ihr Sohn : aus dem Leben

Autor(en): **Robert, Louise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 11

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667399>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ihr Sohn.

Aus dem Leben. Von Louise Robert.

Sie hatten soeben die Mahlzeit beendet und tranken den schwarzen Kaffee.

Herr Veron, seines Berufes Bauunternehmer, war ein noch junger Mann; er hatte kaum das vierzigste Altersjahr überschritten. Er war groß, breitschulterig, muskulös, ein stämmiger Schweizer, so recht der Mann, der es versteht, mit Bauarbeitern in Kontakt zu sein. Schon allein seine Erscheinung flößte unwillkürlich Respekt ein.

Madame Veron war kleiner, zarter. Kaum, daß man sie dreißig Jahre alt schätzte. In Wirklichkeit war sie aber achtunddreißig.

Der Sohn, der da am Tische saß und gemächlich seinen Kaffee schlürfte, mochte so seine sechszehn Jahre zählen. Er besuchte eine Mittelschule, ohne jedoch einer der guten Schüler zu sein. Er war im Gegenteil ein stetes Ärgernis für die Lehrer.

Die Eltern hätten gerne aus ihrem Sprößling einen großen Gelehrten gemacht, doch waren sie — auf alle Fälle der Vater — vernünftig genug, um einzusehen, daß das gesteckte Ziel um ein Beträchtliches tiefer geschränkt werden mußte.

Charly entbehrte jeglicher Wißbegierde. Drang nach Wissen ist nun aber bei einem Studierenden absolute Notwendigkeit, weshalb denn auch Charlys Eltern besser taten, mit ihren Hoffnungen etwas bescheidener zu werden.

Es gab ja noch viele Berufe, die für Charly in Betracht kommen konnten, so viele, daß einem die Wahl nur Mühe machte. Dieses ganz besonders, da Charly für nichts Vorliebe oder ausgesprochenes Talent aufwies.

Außer Fußball, zweifelhafter Lektüre und Zigaretten interessierte ihn momentan nichts. Alles Mahnen und Zureden der Eltern wurde wie vom Wind verjagt.

Nachdem Charly mit dem silbernen Löffelchen sehr sorgfältig den Zucker, welcher in seiner Kaffeetasse zurückgeblieben, herausgeangelt, wuschte er sich den Mund und legte seine Serviette nachlässig auf den Tisch. Das Zusammenfallen dieses unentbehrlichen Stücks Binnen besorgte meist die Mutter!

Nun erhob sich der hoffnungsvolle Jüngling und, als ob ihm plötzlich etwas einfiel, sagte er:

„Richtig, da kommt mir etwas in den Sinn, ich sollte zwei Franken in die Schule bringen für unsere Ausflugskasse!“

Der Vater hob ärgerlich den Kopf: „Will das etwa heißen, daß du dein Taschengeld schon aufgebraucht hast? Für solche Auslagen gebe ich dir doch jeden Monat zwanzig Franken. Wir haben heute den Fünfzehnten. Was hast du denn mit dem Gelde angefangen?“

Charly errötete ein wenig. Solch „niederträchtige Knausererei“ vonseiten des „Alten“ war ihm stets unangenehm. Zwar wußte Charly, daß seine Kameraden nicht soviel Taschengeld bekamen, sogar der Sohn des großen Millionärs Moritz erhielt nur fünf Franken per Monat möglichst viel Geld zu verpuzen, und so fand er möglichst viel Geld zu verpuzen und so fand er nichts besonderes daran, daß sein Taschengeld am fünfzehnten des Monats schon zerschmolzen war.

Er brachte nun allerlei Ausflüchte vor — Anschaffung von Schulheften, etliche Tramfahrten, und so weiter. Doch Herr Veron war diesmal unerbittlich: „Nichts gibts, du solltest endlich einmal versuchen, dein Geld einzuteilen!“

Charly widersprach nicht. Mit der Miene eines gehorsamen Jungen verließ er die Stube, um, wie er sagte, noch etwas für die bevorstehende Physikstunde zu „studieren“.

In Wirklichkeit setzte er sich in seinem Zimmer an den Tisch, schlug besagtes Physikbuch auf, worunter er einen „gruseligen Roman“ schob, den er sich neulich angeschafft hatte. Nur halb in seine, doch so interessante Lektüre vertieft, horchte er mit einem Ohr nach der Zimmertüre hin.

Nach einiger Zeit wurde diese denn auch leise geöffnet und Madame Veron trat mit geheimnisvoller Miene ins Zimmer des Sohnes, ging bis zum Tisch und schob mit sichtlicher Genugtuung eine Zwanzigfrankennote zwischen die Seiten des aufgeschlagenen — Physikbuches. Und, den Zeigefinger an den Mund haltend, sagte sie: „Da nimm — dem Vater nichts sagen!“

Dann verschwand sie, wie sie meinte, gleich einer gütigen Fee!

Charly steckte das Geld befriedigt in seine Tasche. Überrascht war er kaum, denn ähnliche Manöver hatte er schon oft mit Erfolg durchgeführt. Ein sonderliches Dankbarkeitsgefühl empfand er dabei nicht für seine Mutter, ihm war eher, als täte er ihr einen Gefallen, das Geld anzunehmen. Er schätzte die Gaben des Vaters unwillkürlich höher, da diese nie unter

dem Siegel der Verschwiegenheit an ihn gelangten. Vater sagte nie: „Da nimm, sag's der Mutter nicht!“ Wenn er gab, tat er es offen, ehrlich!

Ein Blick nach seiner eleganten Armbanduhr sagte Charly, daß er sich auf den Weg zur Schule machen müsse, wollte er noch Zeit für einen kleinen Abstecher haben. Er nahm deshalb die paar Bücher, welche er am Nachmittag benötigte, unter den Arm und verließ das Haus.

Charly war ein frühreifer Junge und sah schon sehr gut aus, so daß sich die Mädchen gerne nach ihm umwandten.

Die Mutter sorgte stets dafür, daß ihr Sohn mit tadellosem „Chic“ gekleidet war, was den Erfolg von Charlys Äußerem natürlich noch erheblich förderte.

Dieser anbetungswürdige Jüngling schlen- derte nun, den Beweis seiner geistigen Überlegenheit unterm Arm, durch die Straßen, trat dann in ein Zigarrengeschäft, woselbst er mit den Manieren eines Gentlemans ein Paket Zigaretten feinsten Marke erstand. Das „Zigarrenfräulein“ lächelte sein lebenswürdigstes Lächeln, als es den jungen Herrn zur Türe geleitete, denn das Mädchen hatte die Gewohnheit, seine Lebenswürdigkeit der Qualität der gekauften Ware anzupassen.

Der junge Mann war sich des Effektes, den er eben gemacht, wohl bewußt, und er war nicht wenig stolz darauf. Er kam sich kolossal „männlich“ vor und hielt es für angebracht, während der ganzen Physikstunde den verheißungsvollen Augenaufschlag der kleinen Verkäuferin zu studieren.

So verfloß ein ganzes Schuljahr, währenddem die geheimen Taschengeld-Zuschüsse der Mutter sich immer häufiger wiederholten. Nachdem die Schulexamina, welche Charly übrigens heimlich geschwänzt hatte, vorüber waren, erhielt Herr Veron ein wenig erfreuliches Schreiben von der Schulbehörde. Der Sohn wurde von der Schule entlassen, da nach einstimmiger Überzeugung der Lehrer mit diesem Schüler nichts anzufangen sei und er nur als störendes Element auf die übrigen Zöglinge wirke.

Infolgedessen herrschte Gemitterstimmung in der Familie Veron. Der Vater war außer sich und beschloß, den Jungen als Lehrling in sein Bureau zu nehmen. Charly kam dieser Entschluß höchst ungelegen, er fand es gar nicht ver-

lockend, unter ständiger Aufsicht des Vaters zu sein. Herr Veron war jedoch nie für längere Zeit im Bureau, da er mehr die Bauarbeiten beaufsichtigte. Deshalb war Charly eigentlich ganz den Angestellten überlassen, und diese glaubten, nachsichtig sein zu müssen, da es sich um den Sohn des Prinzipals handelte.

Charly schlief die größte Zeit an seinem Pult, und wenn er nicht schlief, hing er seinen Gedanken nach, welche letztere leider nichts mit denen eines großen Denkers gemein hatten.

So verfloß reichlich ein Jahr, bis Herr Veron der Überzeugung war, daß sein Sohn auch gar nichts lernte:

„So kann es nicht weiter gehen, ich will mich nach etwas Passendem umsehen für den Buben in einem fremden Betrieb, wo er, wie jeder andere, ein gewöhnlicher Lehrling sein wird.“

Herr Veron hatte überall gute Beziehungen und fand daher etwas für den Sohn. In einem großen Importhaus wurde ihm eine Lehrlingsstelle für Kaufmannschaft angeboten. Die Sache schien sehr vorteilhaft zu sein, nur war dieses Geschäft leider in einer andern Stadt, so daß Charly in einer Pension leben mußte. Herrn Veron war dieser Punkt sehr peinlich, er hätte den Jungen lieber noch einige Jahre zu Hause behalten. Charly war jedoch für dieses Projekt Feuer und Flamme. Er malte sich die Zukunft in den schönsten Farben aus.

Allein in einer fremden Stadt, ohne elterliche Aufsicht! Der Vater würde ihm allmonatlich die nötige Summe für seinen Lebensunterhalt senden! Tipptopp!

So wurde beschlossen, daß sich Charly, der nunmehr das achtzehnte Altersjahr erreicht hatte, als Lehrling für eine vierjährige Lehrzeit verpflichtete. Herr Veron sprach dem Sohne zu:

„Nimm dich zusammen. Hier kannst du etwas lernen. Aus dieser Firma gehen tüchtige Kaufleute hervor. Und, daß du's weißt, falls damit wieder nichts ist, kannst du mal als Maurergeselle dein Glück versuchen!“

Madame Veron, welche dieser Aussprache beiwohnte, blickte nach den Worten ihres Gemahls unwillkürlich auf die gepflegten Fingernägel ihres Sohnes, und der Gedanke, Charly müsse als gewöhnlicher Bauarbeiter seine Hände beschmutzen, trieb ihr das Blut in die Wangen. Sie konnte nicht umhin, etwas spitz zu bemerken: „Aber hör' mal, das hat doch gewiß unser

Sohn nicht nötig, daß er sich zum Maurer erniedrigt!"

Jetzt wurde Herr Veron zornig: „Nun laß es endlich gut sein mit deinem ewigen Widersprechen. Wenn unser Kind ein Nichtsnutz wird, so ist dies gewiß zum guten Teil dein Verdienst — du — mit deiner sträflichen Nachsicht! — Übrigens, es bleibt bei dem, wie ich vorhin sagte. Du kannst dich darnach richten, Charly. Ist mit dieser Lehrstelle wieder nichts, so wirfst du ein Maurerjunge! Dies wäre vielleicht noch das Beste für dich, und erniedrigen, wie Mutter meint, würde es dich gewiß nicht. Keine ehrliche Arbeit erniedrigt den Menschen, bloß die Trägheit, das Unnützsein entwertet ihn! — Siehst du, Charly, ich habe da unter meinen Bauarbeitern ein paar Jüngens, so in deinem Alter und noch jüngere. Ich sage dir, es ist eine Freude, ihnen zuzuschauen, wie kräftig, tapfer, mutig sie zugreifen, wo es sich darum handelt, ihr bescheidenes, tägliches Brot zu verdienen. — Du kannst es mir glauben, Charly, manchmal, wenn ich sie heimlich beobachte, denke ich, wenn nur mein Sohn einer wie diese da wäre!"

Charly blickte beschämt zu Boden. Der Vater hatte sehr eindringlich gesprochen, und seine Stimme bebte leise. Der Sohn bemerkte es wohl, und etwas wie Reue stieg in ihm auf, nicht so zu sein, wie der Vater es wünschte.

*

So reiste denn Charly mit ziemlich guten Vorsätzen in die fremde Stadt, von der er sich so viel Interessantes versprach.

Er wurde denn auch in seinen Erwartungen nicht getäuscht und, mit vollen Zügen seine Freiheit genießend, vergaß er leider gar bald die guten Vorsätze, mit denen er seine Lehre angetreten hatte.

Abends ging er stets spät zu Bett, kam oft erst gegen morgen auf sein Zimmer, wo er dann meist bis zum Mittag schlief, statt im Geschäft zu erscheinen. So verstrich wieder eine geraume Zeit, während welcher dem wenig pflichtgetreuen Lehrling öfters mit Entlassung gedroht wurde. Da kam, was zu befürchten war.

An einem Dienstag Morgen, nachdem sich Charly den ganzen Montag nicht im Geschäft gezeigt hatte, wurde er ins Bureau des Prinzipals gerufen, woselbst der Lehrling mit strenger Miene des Chefs empfangen wurde:

„Ich habe mit Ihnen äußerste Nachsicht geübt, junger Herr! Ich tat es Ihrem Vater zu-

liebe, weil er ein sehr rechtschaffener und mir persönlich sympathischer Mann ist. Doch geht schließlich der Krug zum Brunnen, bis er bricht. Gestern waren Sie wieder den ganzen Tag unsichtbar, und wenn Sie hier sind, leisten Sie eigentlich auch nichts. Unser Haus ist an solche Kräfte nicht gewöhnt, und Sie werden kaum erstaunt sein, wenn ich jetzt unsern Vertrag auflöse. Noch heute will ich an Ihren Vater schreiben. Sie können bis Ende dieses Monats hier bleiben.“

Charly stand da mit störrisch-hochmütigem Ausdruck, den er jedenfalls nicht von seinem Vater ererbt hatte. Er sprach nicht, wartete nur, daß er gehen könnte. Am Nachmittag erschien Charly nicht im Geschäft und auch die darauffolgenden Tage nicht.

Wozu hätte er noch gehen sollen? Es war ja doch alles aus. So dachte Charly, und da stand er unversehens am Abend auf der großen Brücke, unter welcher der reißende Fluß seine Wellen meermwärts treibt. Es war ein rauher Spätherbsttag, ein kalter Wind biß einem ins Gesicht und durchdrang die wärmsten Kleider. Da stand nun Charly ans Geländer gelehnt und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte.

Heimgehen? Vor den Vater treten? Ihm sagen: „Da bin ich, Vater, ich will versuchen, ein rechter Maurerjunge zu werden! Hilf mir!“

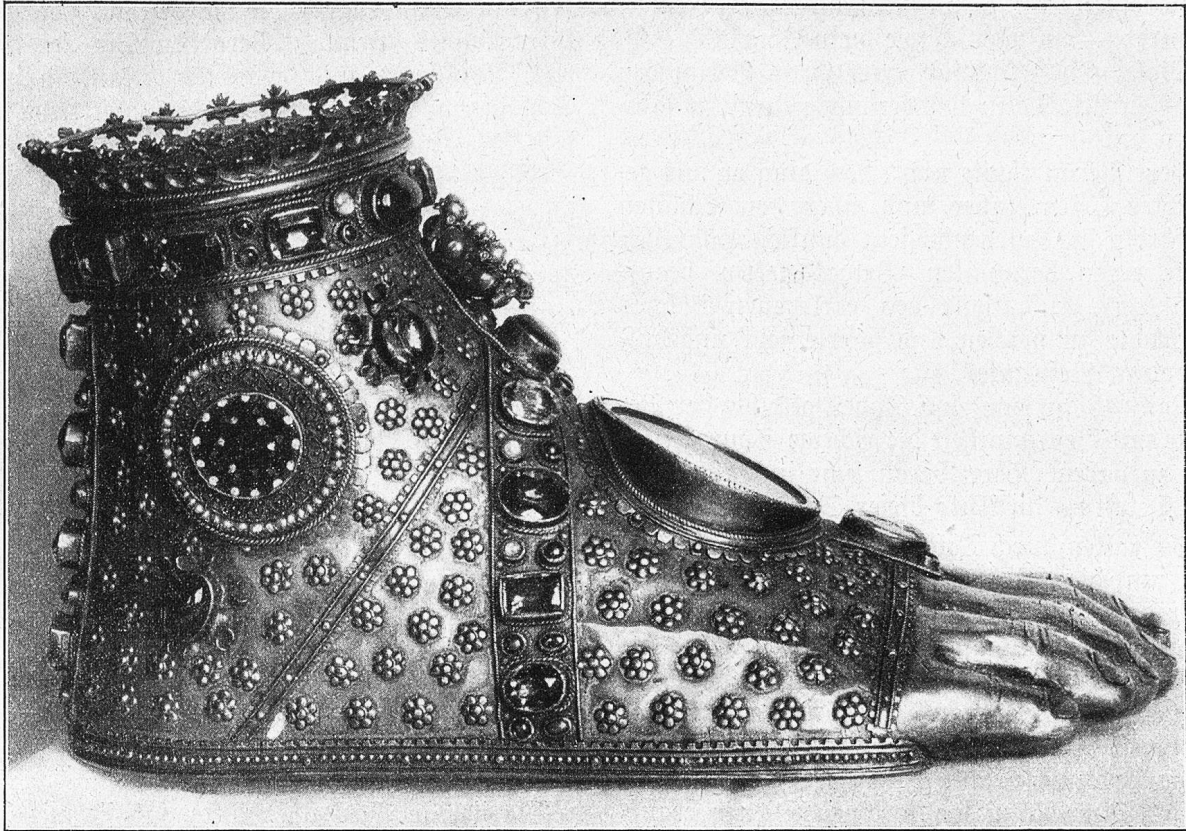
Eine Stimme sagte in Charly: „Tu's aus Liebe zum Vater und weil es deine Pflicht ist!“

Eine Weile horchte er gern dieser Stimme, dann dachte er an die Mutter. Sie würde alles tun, um zu verhindern, daß ihr Sohn ein gewöhnlicher Arbeiter würde. Und Charly schämte sich plötzlich das verwöhnte Mutterföhnchen zu sein, das er war.

Nein, es ging nicht; er mochte nicht heimgehen, in dieses ewige Hin- und Herreißen zwischen Vater und Mutter.

So stand er in Gedanken versunken, bis ihn das Hupen der Autos aus seinem Sinnen erweckte. Er blickte lange dem Getriebe auf der Brücke zu. Die zahlreichen, elektrischen Ampeln erleuchteten den Fahrdamm mit magischem Licht. Vom Villenviertel her kamen prächtige Autos; eins folgte dem andern. Die Leute fuhren nach der Oper.

Durch die blanken Scheiben der blumengeschmückten Wagen sah man in Pelz gehüllte, elegante Damen, Herren in dicken, molligen Mänteln oder eng anliegenden Pardessus. Es waren darunter Emporkömmlinge, die durch eigenen



Silbernes, teilweise vergoldetes, mit Edelsteinen besetztes Reliquar aus dem ehem. Basler Münster-
schatz, um 1450. Arbeit des Basler Goldschmieds Oswald Ueberlinger-Uberle.

Fleiß, Strebertum und wohl auch ein bißchen Glück reich geworden.

Charly sah sie alle, die da scheinbar sorglos an ihm vorüber zogen, und es kam ihm zum Bewußtsein, daß er nie einer von denen sein würde. Sein Blick wandte sich ab von dem blendenden Luxus und blieb — oh grausamer Kontrast! — auf der verlotterten Gestalt eines Straßengeigers haften. Der Musikant entlockte mit vor Kälte steifen Fingern seinem Instrument entsetzlich piepsende Töne, die sich wie heisende Ironie mit dem Gehupe der eleganten Autos vermischten. Und Charly fühlte plötzlich mit Gewißheit, daß er gleich diesem Geiger an einer Straßenecke enden würde. Ein grausiger Ekel erfüllte ihn vor dieser Welt voll Glanz und Pein. Er wandte sich ab, verächtlich bewegte sich sein hübscher Mund: „Welch elender Quatsch — das Leben.“ Er beugte sich über die Brüstung, stierte ins Dunkel der gurgelnden Wasser und dachte: „Ein Sprung — und alles ist aus!“

Doch das Wasser ist kalt und naß, und es heischt auch Mut, sein Leben feige wegzuzwerfen.

Schwanfenden Schrittes verließ Charly die

Brücke. Wohin? Planlos, mutlos, haltlos verschwand er im immer dichter werdenden Nebel.

*

Als die Eltern das Schreiben von Charlys Prinzipal erhielten, war ihre Bestürzung groß, und diese wurde noch größer, als nach einigen Tagen ein Brief der Pensionshalterin, bei der Charly logierte, eintraf.

Die Dame teilte Herrn und Frau Veron mit, daß ihr Sohn schon seit einigen Tagen sein Logis nicht mehr betreten habe, und da der junge Herr das Pensionsgeld für die letzten zwei Monate noch nicht beglichen habe, erlaube sie sich hiermit, an Herrn Veron, Vater, zu gelangen.

Herr Veron war entriistet: „Er wird schon heimkommen, der Lausbube, wenn er nichts mehr zu beißen hat. Das kann ihm gerade eine Lehre sein. So sieht er vielleicht endlich ein, daß man arbeiten muß, um zu leben.“

Frau Veron jammerte und rang die Hände: „Charly, mein Charly, wo bist du? — Oh, er wird nicht heimkommen; er getraut sich nicht mehr heim. Das kommt davon, weil du immer zu streng mit ihm warst. Jetzt fürchtet er dich!

Du drohstest ihm, er müsse Maurer werden. Ha! Maurer — ein Mensch wie mein Charly!"

Stolz und verächtlich warf Frau Veron den Kopf zurück. Dann hub sie von neuem zu jammern an.

Herr Veron klagte nicht, doch ging er mit gefurchter Stirn einher, und über den Schläfen entfärbte sich zusehends sein dunkles Haar. Er hatte einen berühmten Privatdetektiv beauftragt, den Aufenthalt des verlorenen Sohnes ausfindig zu machen und harrete jetzt ungeduldig eines Resultates.

Nach Ablauf von zwei Tagen glaubte der Beamte mit Bestimmtheit die richtige Spur gefunden zu haben. Herr Veron fuhr in Begleitung des Detektivs im Auto dieser Spur nach.

Sie rasten durch Täler und Wälder und langten um die Mittagszeit in einem größeren Fremdenkurort an, woselbst die Vermutung des Detektivs Bestätigung fand.

In einem Hotel zweiten Ranges war der Name „Charles Veron“ ins Fremdenbuch eingetragen. Der Portier versicherte, daß sich der junge Herr zurzeit auf seinem Zimmer befinden müsse. Der Mann wollte einen Diener beauftragen, den beiden Herren den Weg zu weisen. Ehe sich jedoch Herr Veron der Freude eines Wiedersehens hingeben wollte, eilte er in die Telephonkabine und rief seine Frau an. Auch Sie sollte keine Minute länger in Sorgen sein. „Hallo! — Bist du's? — Frau! — Kind! — Mutter!"

Knabenhaft jugendlich klang seine Stimme, voll verhaltener Freude: „Wir haben ihn! — Ich bring ihn dir! — Heut' abend werden wir dort sein!"

Hier eine große, gebräunte Hand, dort eine kleine weiße. Beide hängten zitternd die Hörer an. Frau Veron fühlte einen Regen von Glückseligkeit über sich ergießen. Der furchtbare Stein, der die letzten Tage sie fast erdrückt hatte, war weg. Charly war gefunden! — Am Abend würde er hier sein! Wie sollte sie nur erst den langen Nachmittag verbringen?

Da fiel ihr etwas ein. Sie lief nach der Küche, um dort mit der Magd das Menu für die Abendmahlzeit zu besprechen. Es kamen natürlich nur Charlys Lieblingsgerichte in Betracht: „Sorgen Sie dafür, Marie, daß alles sehr gut zubereitet ist. Ich will jetzt gleich dem Comestibleshändler anläuten. Wenn man nur heute Bachforellen haben kann — und dann ein zartes Hühnchen."

Frau Veron war schon im Vestibül, da ging sie nochmals zurück: „Vergessen Sie ja nicht das Vanilleeis mit gehackten Mandeln und Schlagahne zum Mokka, mein Sohn liebt das sehr."

Dann eilte sie ans Telephon, um ihre verschiedenen Lieferanten zu alarmieren. Nachdem dies geschehen, machte Frau Veron, flüchtiger als gewöhnlich, Toilette und eilte dann, um einige Einkäufe zu besorgen.

Sie plünderte den nächstliegenden Blumenladen förmlich aus und kam mit Paketchen und Blüten beladen nach Hause.

Da ging's an ein fieberhaftes Vorbereiten. Frau Veron riß die allerfeinsten Linnen aus dem Schrank, holte das Kostbarste, was sie an Silber, Kristall und Porzellanschätzen besaß. Mit großem Geschick deckte sie den Tisch und schmückte ihn mit Blumen — Blumen —. Dabei sumnte sie die Partie aus der Oper Butterflü:

„Mit vollen Händen streu'n wir
Beilchen und Tuberosen — —"

Als sie ihr Werk überblickte, sah sie mit Genugtuung, daß diese Tafel selbst den fürstlichen Ansprüchen eines verwöhnten Prinzen gewachsen wäre. Dann ging sie und wählte in ihrer Garderobe ein elegantes Seidenkleid. Alles sollte Charly schön finden daheim!

Als sie ihre Toilette beendet, sah sie wie ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren aus. Leichtfüßig schwebte sie durch die Räume, ordnete da und dort eine Vase und wartete und horchte in den Abend hinaus.

*

Nachdem Herr Veron seine Frau benachrichtigt, bestieg er in Begleitung des Detektivs und eines Dieners den Lift. Herrn Veron war, als ginge dieser Aufzug wie eine Schnecke, und der enge Korridor, den sie oben passieren mußten, schien ihm endlos zu sein. Endlich wies der Diener nach einer Tür. Herr Veron eilte darauf zu, pochte an und drückte in seiner Ungeduld gleich auf die Klinke. Die Tür war jedoch verschlossen, doch vernahm man von innen die Worte: „Wer ist's?"

Beim Klang dieser Stimme breiteten sich unwillkürlich des Waters Arme aus, bereit, den wiedergefundenen Sohn an die Brust zu drücken, und mit einem Ton, der seinen ganzen

Jubel verriet: „Charly mach auf! Ich bin's, dein Vater!“

Es wurden Schritte vernehmbar. Da frachte ein Schuß — Totenstille.

Und dann wie ein wütender Stier, mit un-menschlicher Kraft, stürzte der Vater gegen die

Lüre an. Knirschend gab sie ihren Widerstand auf.

Da, der wütende Stier wurde zum schwachen Mann, so schwach, daß er kraftlos neben der Leiche seines Sohnes in die Knie sank.

Liebeslied.

Füllt das Dunkel meine Seele ein,
kommst du still und legst dein Licht hinein.

Bannst die Not mein Herz in ihren Kreis,
kommst du lächelnd und befreist mich leis'.

Sinkt die Nacht in mich, von Schatten schwer,
gehst du vor mir als ein Licht einher.

Schleicht mein Wesen aller Lust sich zu,
kommst du stumm und gibst ihm deine Ruh'.

Wartet alles in mir bang auf dich,
schließest du mich auf und trittst in mich.

Eine Not bin ich, die du nur stillst,
ein Gefäß bin ich, das du nur füllst.

Rudolf Schneyer.

Die bösen Launen. *)

Von F. G. Birnstiel.

Was ist schlechte Laune? Wenn ich ein Philosoph, ein Psycholog oder gar ein Psychiater wäre, so wüßte ich's vielleicht. Oder du denkst am Ende, dann wüßte ich's erst recht nicht, denn wenn die Gelehrten über Wesen und Herkunft der Launen einig und im Klaren wären, so müßten sie wenigstens sich selber helfen können. Aber sie sind selber mitunter recht launenhafte Räuze.

Meine Meinung, von der ich nicht gern lasse, war immer, die schlechte Laune sei nicht Krankheit, sondern Ungezogenheit. Ich selber habe mir wenigstens auf meine Launen nie was eingebildet. Und war ich jeweils wieder aus ihrem Dunstkreis heraus, so trug ich den Kopf nicht hoch, als ob ich den Vogel abgeschossen hätte. Im Gegenteil!

Nun kommen aber eben die Vielgescheiten und sagen mir, ich verrate denn doch einen betrübenden Mangel an Bildung, wenn ich mich meiner gelegentlichen bösen Launen schäme. Der Mensch mache diese ja nicht selber; sie kommen ganz ungerufen und werfen ihm einen Malter sack um den Kopf, daß er die ganze Welt wie im Nebel sehe. Die schlechten Launen seien das fatale Geschenk unseres körperlichen Befindens. Sie schleichen heraus aus dem Magen, aus Gedärmen und hohlen Zähnen; sie seien das Spinnweb ums müde Hirn und um die aufgeriebenen Nerven; sie schwimmen als Gift durchs verdorbene

Blut und sie bilden einen düsteren Nachtrab zu bösen Träumen und schlaflosen Nächten.

Da muß ich allerdings gleich in Klammer bekennen, daß ich schon herrlich geschlafen habe, weder Magenbeschwerden, noch Verstopfungen, noch hohle Zähne oder sonst so etwas hatte und doch etwa einmal in ausgesprochener Regenwetterstimmung erwachte und in den Tag hineinlief. Während ich oft umgekehrt die Inhaber einer sehr lotterigen Körperlokomotive bei ganz untadeligem Humore fand.

„Ja Bauer — das verstehst du nun halt wieder einmal nicht,“ so sagen jetzt die Anderen. „Kommt's nicht von unten her, aus deinem Leib, so kommt's von oben aus der Seele, die eben auch ihren Schnupfen haben kann, so gut und so schlecht wie deine Nase. Und kommt's nicht von innen, so kommt's von außen. In deinen Verhältnissen und in den dich umgebenden Menschen liegen die Bazillenherde deiner Launen. Sieh doch nur einmal, mit was für Querköpfen, Säurenstechern, Sauertöpfen und personifizierten Gallenblasen du es gelegentlich zu tun hast. Und dann wundere dich nicht, daß du oft in einer Stimmung bist, in der dich die Fliege an der Wand ärgert und in der du am liebsten auf und davon möchtest. Fort, nur fort, so weit dich die Füße tragen.“

Überdies — so fahren die Klugen weiter — die bösen Launen haben, abgesehen von dem allem, auch eine direkt unheimliche Seite. Es schlummern Geheimnisse dahinter. Kommen sie nämlich nicht von unten aus dem Leib, nicht

*) Aus dem unterhaltsamen, im letzten Heft empfohlenen Büchlein: Letzte Ernte. Verlag Helbing und Lichtenhahn, Basel.